



Dialog

דו-שיחה

Tim Corbett:
Bürgerliche Sepulkralkultur –
Die Wiener Vorortsfriedhöfe

Gabriel Byng:
Mittelalterliche Synagogen

Renate Mercsanits:
Lukas Pallitsch. Der Wolfsgarten

INHALT

- 01 Editorial**
Constanza Cordoni
- 03 Bürgerliche Sepulkralkultur
jenseits der „jüdischen Differenz“:
Teil I – Die Wiener Vorortsfriedhöfe**
Tim Corbett
- 25 Materialität, Praxis und Erinnerung: Die mittelalterlichen
Synagogen in Korneuburg und Bruck an der Leitha**
Gabriel Byng
- 32 Lukas Pallitsch. Jüdische Wurzeln und pädagogischer
Auftrag – der sogenannte Wolfgarten**
Renate Mercsanits
- 37 Louis Kaplan. Vom jüdischen Witz zum Judenwitz:
Eine Kunst wird entwendet**
Esther Agnes Zoe Heiss
- 48 Dokumentation**
- 57 Termine**
- 65 Impressum**

Bürgerliche Sepulkralkultur jenseits der „jüdischen Differenz“: Teil I – Die Wiener Vorortsfriedhöfe

—

TIM CORBETT

Prolog: Zur Erforschung von „jüdischen“ und „nichtjüdischen“ Friedhöfen

Jüdische Friedhöfe sind einzigartige Orte: Da es das Los aller Menschen ist zu sterben, sind jüdische Friedhöfe über allen Unterschieden der Alltagspraxis die einzigen Orte, an denen alle jene sich zusammenfinden, die sich im Leben wie auch immer als jüdisch verstanden haben. Insofern sind sie auch einzigartige Erinnerungsorte – in Raum und Stein, Wort und Symbolik verkörperte Zurschaustellungen der Erinnerung an einer gegebenen jüdischen Gemeinschaft. Wie an keinen anderen Orten können anhand ihrer Friedhöfe die gesammelten Geschichten von jüdischen Gemeinschaften erzählt werden.

So sehr der Blick auf jüdische Friedhöfe eine Gesamtanschauung von jüdischen Geschichten bietet, so birgt er aber zugleich die Gefahr, diese Geschichten zu verzerren, die Verstorbenen aus ihren Alltagsverflechtungen zu entreißen und sie in übertriebene Absonderung zu fassen: Denn jüdische Friedhöfe – das Wort *Friedhof* leitet sich von der *Umfriedung*, der Abgeschlossenheit ab – sind räumlich wie kulturell-religiös segregierte Räume, „jüdische Enklaven“ in einer physischen und kulturellen Landschaft, die ansonsten eigentlich nicht weiter als „jüdisch“ oder „nichtjüdisch“ zuordenbar ist.

Der Blick auf jüdische Friedhöfe als „Archive“ der jüdischen Geschichte befestigt mitunter das Begreifen von jüdischen Geschichten in Absonderung von ihren breiteren soziokulturellen Kontexten. Das „Jüdische“ wird infolgedessen als eigentümlich, essentiell, atavistisch aufgefasst: Jüdische Friedhöfe, insbesondere die älteren, mit ihren geheimnisvoll erscheinenden, den meisten Beobachter:innen nicht verständlichen Inschriften, werden zur Verkörperung der vermeintlichen Fremdheit des „Judentums“ als eigenartige „Kultur“ oder gar als „Volk“, zum räumlichen Ausdruck dessen vermeintlich inhärenten Differenz

vis-à-vis der ebenso eindimensional, als „autochthon“ aufgefassten „Mehrheitsgesellschaft“. Diese Exotisierung des „Jüdischen“ ermöglicht zugleich die Normativierung der „eigenen“ Kultur, des „Einheimischen“ – ob im engeren Sinne das „Christliche“ (vorerst ohne Unterscheidung des Bekenntnisses) oder das „Europäische“ schlechthin –, das somit stillschweigend als „nichtjüdisch“ verstanden wird.

In meiner 2021 erschienen Monographie zur Geschichte der jüdischen Wiener Friedhöfe war es mir ein Anliegen, nicht nur deren langfristige und entsprechend komplexe Entwicklungsgeschichte zu beleuchten, sondern diese stets im Kontext der allgemeinen Sepulkralgeschichte Wiens einzubetten.¹ Dennoch könnte auch diese Publikation, wenigstens oberflächlich (also von der argumentativen Stoßrichtung abgesehen), als Teil der Trennungsproblematik betrachtet werden, denn auch hier wurden die jüdischen Friedhöfe gesondert zur Schau gestellt. Dass diese Geschichte in der Öffentlichkeit auch so rezipiert wurde, zeigt sich exemplarisch daran, dass sie von der Österreichischen Nationalbibliothek unter dem Stichwort „Geschichte des jüdischen Volkes außerhalb des Staates Israel“ katalogisiert wurde. Und das, obwohl das letzte Kapitel den programmatischen Titel „... und immer schon eine Wiener G'schicht“ trug.

Mit diesem Beitrag intendiere ich die Sichtweise experimentell umzukehren, um jenseits der jüdischen Friedhöfe die Angemessenheit der Vorstellung von segregierten „jüdischen“ und „nichtjüdischen“ Sepulkralkulturen und, damit einhergehend, der vermeintlich allgegenwärtigen „jüdischen Differenz“ in der modernen österreichischen Kultur nachzugehen. Mit „jüdischer Differenz“ meine ich die in der Wissenschaft weitverbreiteten These, die „Jüdischkeit“ sei immer schon im soziokulturellen Unterbewusstsein Europas die Verkörperung des „Fremden“ gewesen. Sozusagen die Antithese nicht nur des Christentums, sondern gleichermaßen des Wiener-, Österreicher- oder Europäertums.

Zu diesem Zweck richte ich hier den Blick auf die moderne bürgerliche Sepulkralkultur, die in den Wiener Vorortfriedhöfen des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts anzutreffen ist. Die These, die ich dabei verfolge, ist, dass das bürgerliche Milieu – unter anderem geprägt von materiellem Wohlstand, einem hohen Bildungsgrad, der Professionalisierung von gesellschaftlichen Netzwerken und nicht zuletzt einer wachsende Säkularisierung bzw. einem Rück-

gang der Religiosität in die private Sphäre – ein vielmehr verwobenes Gesellschaftsbild erzeugte, als es Untersuchungen von „Differenz“, exemplarisch durch segregierte Orte wie konfessionelle Friedhöfe, bisher begriffen haben.

Damit will ich nicht sagen, dass die „Jüdischkeit“ in diesem Milieu einfach verschwand, so wie es das gängige, auf einer Dichotomie des Jüdischen/Nichtjüdischen basierende Narrativ der „Assimilation“ vermutet: Vielmehr verschwimmen solche Kategorien in den überkonfessionellen Friedhöfen, die von einer Gesellschaft zeugen, in der die „jüdische Differenz“ als negatives Gesellschaftskonstrukt nicht mehr unbedingt das Zusammenleben dominierte. In der Forschungsliteratur wird oftmals betont, dass etwa die Hälfte der großen jüdischen Bevölkerung Wiens vor 1938 im Bereich des Donaukanals lebte und größtenteils mit anderen Jüdinnen und Juden verkehrte. Kehrt man den Blick um, heißt das, dass die andere Hälfte über die gesamte Stadt zerstreut lebte und eher mit Nichtjüdinnen und -juden verkehrte. Tatsächlich bestätigt dies eine Vielzahl von Quellen aus den Wiener Vororten – so auch die Befunde aus den Vorortfriedhöfen, die hier präsentiert werden.

Die Fülle und Komplexität der bürgerlichen Sepulkralkultur, die mir bei dieser Forschungsarbeit begegnete, hat meine Erwartungen bei Weitem übertroffen. Deshalb werden die Ergebnisse hier in zwei Teilen präsentiert: Der erste Teil befasst sich mit den Vorortfriedhöfen Döbling, Grinzing und Hietzing sowie (in aller Kürze) dem Zentralfriedhof in Simmering. Der zweite Teil, der in der nächsten Ausgabe erscheint, befasst sich mit der sich ebenfalls in Simmering befindenden „Feuerhalle“, das Wiener Krematorium und Urnenfeld, in dem erstaunlich viele Zeugnisse des „jüdischen Wien“ aufzufinden sind.

Was bedeutet die Grabstätte? Eine kurze methodologische Erörterung

Der vorliegende Aufsatz beruht größtenteils auf einer diskursiven und kulturhistorischen Analyse von mehreren hundert Grabdenkmälern, von denen hier gut über hundert Beispiele exemplarisch diskutiert werden. Ziel dieses Aufsatzes ist es, das in der Friedhofsforschung weitverbreitete Paradigma der „jüdischen Differenz“ zu überprüfen, insbesondere auch, um normative Zuschreibungen von „Jüdischkeit“ in diesem Bereich zu dekonstruieren. Dabei begibt sich der Aufsatz allerdings in konstante Gefahr eines eklatanten Widerspruchs: Zahlreiche

der hier besprochenen Personen waren nämlich säkular, ihre Grabstätten irreligiös, oder sie waren konvertiert bzw. von Geburt an christlich aufgewachsen. Personen als „Jüdinnen“ und „Juden“ zu bezeichnen, nur weil sie (teils) jüdische Vorfahren hatten, bewegt sich gefährlich in der Nähe zu antisemitischem Gedankengut – doch genau die Verwobenheit, die ich hier aufdecken will, kann erst festgestellt werden, in dem man Familienhintergründe klärt, und sei es nur um aufzuzeigen, dass die entsprechende Person sich eben nicht als „jüdisch“ definierte. Dieses knifflige methodologische Problem durchzieht die gesamte Analyse, in der ich entsprechend bemüht war, sachliche und subjektbezogene Bezeichnungen anzuwenden, die die Betroffenen nicht aufs Neue stigmatisieren – um die „Differenz“ nicht aufs Neue durchzusetzen.

Was bedeutet die Grabstätte, inklusive deren Standort, und was sagt sie über die Verstorbenen aus? Gustav Mahler (verstorben 1911) liegt im überkonfessionellen Grinzinger Friedhof im 19. Bezirk bestattet (Grabstelle 6-7-1 – diese Zahlen geben den Standort nach Gruppe, Parzelle und/oder Reihe und Einzelgrabstelle an). Als Kind jüdischer Eltern geboren, ist Mahler 1897 zum Katholizismus konvertiert – angeblich um als Direktor der Hofoper angestellt zu werden, was ihm als Jude verwehrt geblieben wäre. Dies entspricht dem Klischee des jüdischen Übertritts zum Christentum Heinrich Heine zufolge als „Entre Billet zur Europäischen Kultur“, als eine rein pragmatische Anpassung an die „Mehrheitsgesellschaft“ zum Zwecke der Selbstförderung.

Wie die Historikerin Maria Diemling feststellte, greift diese Mustererklärung zu kurz, um die komplexen Lebenswelten Wiens vor dem Nationalsozialismus in ihrer fast paradox anmutenden Vielfalt zu begreifen: „Es gibt keine ‚typische‘ Konvertitenbiographie“ dieser „selbständige[n] Akteure“, stellt sie eingangs fest. Diemling kritisiert die dominante Auffassung der „jüdischen Geschichtsschreibung“, in der diese Personengruppe einen „denkbar schlechten Ruf“ erhalten, „gelten sie doch als Abtrünnige und Verräter [...] oder im besten Fall als charakterschwache Personen, denen fleischliche oder materielle Begierden wichtiger waren als die Bewahrung des Judentums“. Somit warnt die Historikerin davor, ohne eingehende Untersuchungen der biographischen Gegebenheiten solche Personen „nachträglich, gegen ihre eigene Selbstwahrnehmung, zu Juden zu machen“. Dabei verweist sie explizit auf Mahler als Beispiel eines Konvertiten, der sich neben professionellen, also pragmatischen Überlegungen, durchaus „spirituell“ vom katho-

lischen Ritus angezogen fühlte.² Die vorliegende Arbeit schließt sich diesem Zugang an.

Mahlers Grabdenkmal besteht aus einem schmalen Steinblock, stilisiert mit zwei Eckpfeilern und einem schmucklosen Architrav (Abb. 1). Es findet sich hier weder christliche, jüdische noch sonstige Symbolik. Die Inschrift besteht aus lediglich zwei Wörtern: den Namen des Verstorbenen. Tatsächlich erhielt Mahler jedoch ein katholisches Begräbnis. Dass die Grabstätte oft besucht wird, zeigt sich an den Blumen und Zetteln, die stets davor aufzufinden sind. Dass manche BesucherInnen diese Grabstätte bzw. den darin Bestatteten als „jüdisch“ wahrnehmen, zeigt sich an den Steinchen, die auf das Grabdenkmal gelegt werden – ein erkennbarer, wenn in seinen Ursprüngen obskurer „jüdischer“ Brauch beim Besuch einer Grabstätte.



Abb. 1: Grabstätte
von Gustav Mahler,
Grinzinger Friedhof

Prägnant veranschaulicht diese Grabstätte, wie verschwommen die Grenzen zwischen dem „Jüdischen“ und dem „Christlichen“ bzw. „Nichtjüdischen“ in der modernen österreichischen Kultur vor der Shoah waren. Als Denkmal einer vielgerühmten Persönlichkeit im öffentlichen Raum kann diese Grabstätte als beides gedeutet werden, oder als keines von beiden – oder als etwas mehr, etwas Synthetisches, eben jenseits der zu oft projizierten „jüdischen Differenz“.

Im 19. Jahrhundert wurden alte Weltanschauungen brüchig, und die individuelle Stellung im Diesseits nahm in der zunehmend verbürgerlichten Gesellschaft einen neuen Stellenwert ein. Mit fortschreitender Emanzipation fielen allmählich die Schranken der ehemals ständischen Gesellschaft – der moderne überkonfessionelle Friedhof veranschau-

licht ein neues, weitgehend säkularisiertes Bürgertum, jenseits der „jüdischen Differenz“. Säkularisierung bedeutet nicht unbedingt eine Abkehr von der Religiosität, sondern die Trennung von sozialen und privaten Lebenssphären, die Abschwächung von konfessionellen Machtverhältnissen und die zunehmende Verwobenheit der bürgerlichen Gesellschaft, inklusive konfessionelle Über- und Austritte sowie interkonfessionelle Familiengründungen.

Diemling schätzte, dass um 1938, unter einer Bevölkerung von knapp zwei Millionen, etwa 50.000 Menschen in Wien lebten, die den

Säkularisierung bedeutet nicht unbedingt eine Abkehr von der Religiosität, sondern die Trennung von sozialen und privaten Lebenssphären, die Abschwächung von konfessionellen Machtverhältnissen und die zunehmende Verwobenheit der bürgerlichen Gesellschaft, inklusive konfessionelle Über- und Austritte sowie interkonfessionelle Familiengründungen.

rassistischen Definitionen der Nürnberger Gesetze zufolge, also der „Abstammung“ nach als „jüdisch“ galten, jedoch christlich getauft waren – eine beträchtliche Zahl im Vergleich zu etwa 175.000 Kultusgemeindemitgliedern in dieser Zeit.³ Hinzu kam eine unbekannte Zahl von Konfessionslosen, die (teils) jüdische Vorfahren hatten. Antisemitische Quellen der Zwischenkriegszeit gehen von einer Gesamtzahl von nach Abstammung definierten „Jüdinnen“ und „Juden“ im hohen sechsstelligen Bereich aus.

Wie dies im alltäglichen Leben aussah, schilderte der 1927 in Döbling geborene, 1938 als „Halb-jude“ vertriebene Historiker Thomas Weyr. Am Döblinger Gymnasium, wo er in die Schule ging, machten „Voll-, Halb- und Vierteljuden“, frei im Nazi-Jargon, etwa ein Drittel der SchülerInnen aus, was durchaus „Döblings Status als schicken

Vorort reflektierte“. Weyr, dessen Familienwurzeln in Wien über 400 Jahre zurückreichen, fühlte sich stets „ambivalent“ über die Stadt seiner Geburt: „aber nicht weil wir vertrieben wurden – in Wahrheit hat-

ten wir es viel einfacher als die meisten Geflüchteten – sondern weil das Wien meiner Kindheit so gründlich zerstört wurde und ich bei meiner Rückkehr so tief enttäuscht war [...]. Für die WienerInnen zählten meine Wurzeln einfach gar nicht.“⁴

Die Zerstörung des heute so zelebrierten Wiens vor 1938 kann nicht rückgängig gemacht werden – doch seine einst tief verwobene Gesellschaft kann in den bürgerlichen Vorortsfriedhöfen mindestens erahnt werden. Die erhaltenen Grabstätten, zu denen wir uns nun wenden, widersprechen jener „jüdischen Differenz“, die unter dem Nationalsozialismus mit genozidalen Methoden permanent durchgesetzt werden sollte.

Der Döblinger Friedhof

Mit der Eingemeindung von Wiens Vororten 1890 stand der gesamten, seit 1867 bürgerrechtlich emanzipierten Bevölkerung die Wahl von 28 städtischen Friedhöfen offen (weitere fünf befanden sich in konfessioneller Hand). Einzigartig am 1885 eröffneten Döblinger Friedhof im 19. Bezirk sind zwei angeblich konfessionelle Abteilungen – eine im Nummerierungssystem mit den Buchstaben „MO“ gekennzeichnete „mohamedanische“ (islamische) und eine mit dem Buchstaben „I“ gekennzeichnete „israelitische“ (jüdische) Abteilung.

Ich schreibe angeblich, denn keines dieser Abteilungen entspricht den religiösen Vorstellungen von islamischen oder jüdischen Friedhöfen. So sind sie nicht vom restlichen Friedhof abgetrennt, werden nicht von den entsprechenden Religionsgemeinschaften verwaltet und auch nicht ausschließlich mit deren verstorbenen Mitgliedern belegt. Manche Grabstätten wurden auf Friedhofsdauer angelegt, viele aber – der allgemeinen Wiener Bestattungspraxis entsprechend – wurden nur auf Zeit gepachtet und eventuell aufgelassen und wiederverwendet. Weder die räumliche Organisation noch die Bestattungspraxis der „israelitischen Abteilung“ kann daher selbst im liberalsten Sinne als „jüdisch“ verstanden werden – wenn „Jüdischkeit“ nach religiösen Normen verstanden wird.

Zu den (teils-)jüdischen Personen – wobei diese Zuschreibung hier schon problematisch wird – die in fast siebzig Ehrengräbern der Stadt Wien auf diesem Friedhof liegen, zählen die 1946 verstorbene Schriftstellerin Helene Bettelheim (30-4-5), der 1936 verstorbene Politiker Josef Redlich (34-1-15) und – zweifellos am berühmtesten – der 1904

verstorbene Publizist und Begründer des zionistischen Kongresses, Theodor Herzl (I1-G1-30). Herzls Leiche wurde zwar 1949 nach Israel überführt, das Ehrengrab der Stadt Wien besteht aber bis heute noch.

Man beachte, dass zwei der drei Genannten nicht in der sogenannten „israelitischen Abteilung“ liegen. Helene Bettelheim war Protestantin, ihre Angehörigen wurden aber in der NS-Zeit als „Juden“ verfolgt, zwei ihrer Kinder fielen der Shoah zum Opfer. Josef Redlich war deutschnationaler Reichstagsabgeordneter und österreichischer Patriot. Herzl war zwar Zionist und wird heute in Israel als Pionier des jüdischen Staates gefeiert, doch zeugt seine von ihm 1902 für die Bestattung seines Vaters Jacob auserwählte Grabstätte von seiner tiefen Abneigung gegenüber der formellen jüdischen Gemeindeorganisation, sowie seiner offensichtlich geringen Wertschätzung jüdisch-religiöser Praktiken – Herzl ließ nicht einmal seinen Sohn beschneiden.

Alleine diese Auswahl von Grabstätten zeigt, dass die in Döbling Bestatteten einer durchaus bürgerlich-weltlichen Gesellschaft angehörten, die nicht so offensichtlich nach Kriterien wie „jüdisch“ und „nicht-jüdisch“ zu trennen war. Die bürgerlichen Grabdenkmäler in Döbling wurden von den bekanntesten (jüdischen) Wiener Architekten ihrer Zeit entworfen, darunter Jakob Gartner, der selbst in der „mohammedanischen Abteilung“ bestattet liegt (MO-52). Die Epigraphik der Grabstätten verweist häufig auf Adelstitel und patriarchalische Dynastien, so beispielsweise die „Ruhestätte der freiherrlichen Familie Eduard von Todesco“ (I1-G1-2) und die Symbolik beinhaltet entsprechend häufig Familienwappen.

Ein einschlägiges Beispiel eines Denkmals aus dem (groß-)bürgerlichen, geadeltem Milieu ist jenes des 1891 verstorbenen Isak Jakob Redlich (I1-G1-6): „Bauunternehmer, Großindustrieller und Ehrenbürger der Stadt Göding, Ritter des Franz Josef Ordens etc. etc. etc.“ Dieses mehrmalige „etc.“ ist eine in diesen Jahrzehnten häufig vorkommende Anspielung auf den über hundert Wörter langen Kaisertitel, in dem die Abkürzung wiederholt vorkommt. Dadurch wurde die Erfolgsgeschichte dieser Generation, ihr Dasein als Arrivierte in der österreichischen Kaiserstadt, in Stein festgehalten. Redlichs Grabdenkmal enthält keinerlei religiöse Diskurse – seine Enkelkinder wurden aber als „Juden“ verfolgt und vertrieben, mindestens eines von ihnen wurde ermordet.

Viele der Denkmäler brechen insgesamt mit jeder zumindest religiösen Vorstellung „jüdischer“ Grabmalkunst. So beispielsweise die über-

lebensgroße Statue des 1903 verstorbenen, aus einer jüdischen Familie stammenden Geschäftsmannes Heinrich Munk (I1-G1-31). Zwar könnte der auf dem Sockel dieses Grabdenkmals abgebildete Baum sozusagen „judaisierend“ als etz *chaim*, als „Baum des Lebens“, und somit als „jüdisches Symbol“ gelesen werden, doch finden sich Bäume häufig in der allgemeinen Sepulkralsymbolik dieser Zeit und nehmen somit ohne weitere Anhaltspunkte keinen offensichtlichen Bezug auf das Judentum. Diesen Befund unterstreicht der große Baum auf dem bombastischen Grabdenkmal des 1933 verstorbenen christlichsozialen Politikers Josef von Baechlé (10-9).

Manche Grabsteine sind wiederum mit explizit jüdischer Symbolik verziert, wie die Priesterhände der *kohanim* auf dem Grabdenkmal der 1913 verstorbenen Franziska Loe-wit (I2-2-7 – obwohl der Familienname levitisch klingt) oder die hebräischsprachige Formel „*tantzaba*“ in der Inschrift der 1914 verstorbenen Julie Kohn (I4-1-10). Diese aus 1. Samuel 25,29 abgeleitete Abkürzung für „möge seine/ihre Seele im Bündel des Lebens gebündelt sein“

ist seit der Frühen Neuzeit zum Standardabschluss in der jüdisch-religiösen Sepulkralepigraphik geworden. Am deutlichsten tritt in diesem Zusammenhang der Davidstern auf, wobei gerade an der Grabstätte Theodor Herzls dieser in Betracht seiner Biographie wohl eher als „nationales“, denn als religiöses Symbol gesehen werden sollte. Inwieweit solch „jüdische“ Symbole als Ausdruck von Religiosität verstanden werden sollten, ist also fraglich. Bei explizit christlicher Symbolik, wie dem Kreuz, lässt sich ebenfalls vermuten, dass es auf vielen Grabstätten bloß ein allgemein erkennbares Zeichen des Ablebens darstellt.

In Döbling finden sich aber auch jüdisch-religiöse, zweisprachig Hebräisch-Deutsche Inschriften, gegebenenfalls samt Bibelzitat, wie beispielsweise auf dem Grabstein des Ehepaars Adolf und Elisabeth Neurath (1891 bzw. 1937 verstorben, I2-8-3). Dieser nennt den

Am deutlichsten tritt in diesem Zusammenhang der Davidstern auf, wobei gerade an der Grabstätte Theodor Herzls dieser in Betracht seiner Biographie wohl eher als „nationales“, denn als religiöses Symbol gesehen werden sollte.

Mann auf Hebräisch mit klassischem Patronym „Aharon Dow ben Eli Neurath“, auf Deutsch hingegen „Bürger und Kaufmann“. Trotz dieses altherkömmlichen Erinnerungstextes ist die Bestattung in einem nach religiösen Kriterien „nichtjüdischen“ Friedhof beachtenswert. Dies zeigt sich auch am bombastischen Grabdenkmal des 1929 in einem Autounfall verstorbenen Geschäftsmannes Ernst Schiffmann (22-42), das zwar ein zweisprachig angeführtes Zitat aus Psalm 144,4 birgt, jedoch nicht einmal in der sogenannten „israelitischen Abteilung“ liegt. Das Zitat, „Ist doch der Mensch gleich wie nichts; seine Zeit fährt dahin wie ein Schatten“, könnte agnostisch aufgefasst werden, fehlt hier doch jeder Verweis auf das Jenseits: Es wird nur die Vergänglichkeit irdischen Seins thematisiert.

Dahingegen findet sich eine Reihe von Grabsteinen, auf denen verschiedener Generationen mal mit jüdischer, mal mit christlicher Symbolik gedacht wurden. Ein ausführliches Beispiel ist das Grabdenkmal der Familie Engel von Jánosi (I1-G1-33). An erster Stelle wird des 1903 verstorbenen Familienvaters Adolph und seiner 1914 verstorbenen Frau Anna jeweils mit einer zweisprachigen Inschrift samt Bibelzitaten gedacht. An ihren Sohn, „Leutnant i.d.R.“ Rudolf, der 1917 „im Sturmangriff bei Koniuchy den Heldentod“ fand, wird mit einer lateinischen Laudatio erinnert: „Dulce et decorum est pro patria mori“ („Es ist süß und ehrenwert, für sein Vaterland zu sterben“). Der 1975 im amerikanischen Exil verstorbenen, aber im Familiengrab beigesetzten Schwiegertochter Marie wird mit den englischen Worten „Going home“ ([Sie] kehrt heim) gedacht – nicht bloß ein möglicher Verweis auf das Sterben, sondern auch auf die Beisetzung im Familiengrab in der einstigen Vaterstadt. Zu guter Letzt wird des 1978 in Wien verstorbenen Enkels, der katholische Historiker „DDr.Dr.h.c. Friedrich Engel-Jánosi“ unter einem Kreuz auf Italienisch gedacht: „comporre la sua vita“ („er hat sein Leben komponiert“).

An solchen Grabstätten wird die komplexe Verflechtung des bürgerlichen Milieus vor der Shoah wie an kaum einem anderen Ort in Wien greifbar. Die Grenze zwischen dem „Jüdischen“ und dem „Nichtjüdischen“ ist hier verschwommen, wenn nicht verwischt. Dieser Friedhof reflektiert eine bürgerlich-säkulare Kultur, in der es nicht mehr nützlich oder gar möglich ist, zwischen dem „Jüdischen“ und „Christlichen“ respektive „Nichtjüdischen“ zu differenzieren, obgleich viele der dort Bestatteten offensichtlich noch ein wie auch immer geartetes Zugehörigkeitsgefühl zum Judentum hegten. Dieses orientierte sich aber weit-

gehend außerhalb der institutionalisierten Gemeinde.

Dennoch hat sich an diesem Friedhof aufgrund der NS-Verfolgung posthum die „jüdische Differenz“ eingeschrieben. Dies zeigt sich etwa auf dem Grabdenkmal des 1923 verstorbenen Philosophen „Dr. Wilhelm Jerusalem, Professor a.d. Universität Wien“, das „In Memoriam“ seiner 1942 vermutlich im Vernichtungslager Chelmno ermordeten Tochter, „Professor Irene Jerusalem“, sowie seines 1943 in Auschwitz ermordeten Sohnes, „Oberlandesgerichtsrat Dr. Erwin Jerusalem“ gedenkt (I6-19) (Abb. 2).⁵ Man beachte die Fortführung der bürgerlichen Praxis der Benennung der Toten mit ihren weltlich-akademischen Titeln nach 1945.



Abb. 2: Grabstätte der Familie Jerusalem, Döblinger Friedhof

Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang die „In Memoriam“-In-schrift auf dem Grabdenkmal der Familie Wurmfeld (40-24), die des 1942 in Auschwitz ermordeten Heinrich Steinitz gedenkt. Steinitz war bereits zur Zeit des Austrofaschismus im sozialistischen Widerstand tätig. Zwar wurde er im Nationalsozialismus schließlich als „Jude“ verfolgt und ermordet, doch drehte sich seine Welt offensichtlich vielmehr um seine politische „Identität“ als Sozialist.

Viele der heute erhaltenen Grabdenkmäler in Döbling wären gar nicht als „jüdisch“ erkennbar, wären sie nicht mit „In Memoriam“-In-schriften markiert. Somit handelt es sich hier um eine negative Identifikation von „Jüdischkeit“ – eine aufgezwungene, mit Verfolgung und Ermordung durchgesetzte jüdische „Identität“. Dies zeigt sich beispielhaft am Grabdenkmal der Familie Barber (I1-G2-32), in der unter anderem die 1934 verstorbene Konzertsängerin Raja Barber-Waldberg bestattet liegt. Ihre Inschrift verkündet: „Geliebt von Allen, die ihr

edles Herz u. ihre grosse Kunst kannten. Unvergesslich!“ Das Denkmal ist mit keiner religiösen Symbolik verziert, dafür aber mit einer Harfe und Feder. Barber-Waldberg ist 1897 zum evangelischen Glauben konvertiert und 1902 zum Judentum rückkonvertiert, was auf die Fluidität der damaligen Zugehörigkeiten verweist. Der Grabstein gedenkt aber „In Memoriam“ vier Angehörige, darunter stellvertretend Bernhard Barber, der 1942 im Ghetto Litzmannstadt umgekommen ist.

Eine andere Art der „In Memoriam“-Inscription findet sich auf dem Grabdenkmal der Familie Jungwirth: „Zum Gedenken Fritzl Jungwirth 28. VIII. 1919 Gef. Feb. 1942“ (18-6-22). Hier handelt es sich vermutlich um einen jungen Wehrmachtssoldaten. Am Döblinger Friedhof – eben als überkonfessioneller Bestattungsraum – finden sich auch Grabstätten von Tätern dieser Zeit, so etwa jene des 1975 im spanischen Exil verstorbenen Kriegsverbrechers, SS-Obersturmbannführer Otto Skorzeny (32-7-32). Ebenso findet man in Döbling die Grabstätte des 1956 verstorbenen ehemaligen Bundespräsidenten Wilhelm Miklas (2-2-13A), der in dieser Rolle stillschweigend den Regierungsputsch des Austrofaschisten Engelbert Dollfuß billigte. Auch diese Beispiele zeugen von den komplexen Verflechtungen der Wiener Gesellschaft vor 1938.

Trotz des gewaltigen Einschnitts der NS-Zeit zeugen die Grabstätten aus der Nachkriegszeit von Kontinuitäten in der bürgerlichen Gesellschaft, so beispielsweise die Grabstätte des 1970 verstorbenen Fritz Pollak, dessen Inschrift „Wien – New York – Wien“ schlicht auf seine Emigration und Rückkehr verweist (I2-1-4). Noch aus jüngster Zeit finden sich eindeutig als „jüdisch“ gekennzeichnete Grabdenkmäler, so etwa jenes des 2014 verstorbenen Peter Rendi (16-22), das aufgrund seiner teils hebräischsprachigen Inschrift sofort auffällt. Im weitgehend säkularen Europa des 21. Jahrhunderts muss der Gebrauch des Hebräischen in einer Inschrift als unmissverständlicher Hinweis auf die Jüdischkeit des Verstorbenen verstanden werden – tatsächlich war Rendi Kultusgemeindeglied. Im Kontext der Nachkriegszeit, in der die „jüdische Differenz“ in der Sepulkalkultur wieder nachdrücklich durchgesetzt wurde, steht dies allerdings in eklatantem Widerspruch zur Wahl des Bestattungsraumes, lassen sich doch selbstbewusste Jüdinnen und Juden heute gewöhnlich in jüdischen Gemeindefriedhöfen bestatten. Dieser Grabstein zeigt, dass auch im heutigen Wien die „Jüdischkeit“ divers ist und sich auch weit über den Wirkungsbereich der Kultusgemeinde erstreckt.

Der Grinzinger Friedhof

Der 1830 eröffnete Grinzinger Friedhof, der ebenfalls im 19. Bezirk liegt, unterscheidet sich von Döbling insofern, als sich in Grinzing nicht einmal nominell eine „israelitische Abteilung“ befindet. Der Friedhof ist ästhetisch stark vom Katholizismus geprägt, allerdings ebenfalls durchzogen mit künstlerischen, bürgerlichen und zum Teil säkularen Grabdenkmälern. Auch hier finden sich etliche Denkmäler, die die „jüdische Differenz“ in der Ära ihrer Entstehung verkomplizierten oder gänzlich aufhoben.

Charakteristisch sowohl für die bürgerliche wie die katholische Färbung dieses Friedhofs ist das Großfamiliengrab der Familie Faber (10-1), samt klassizistischem Denkmal mit Kreuz, Engel, Christogramm (bestehend aus den überlagerten griechischen Buchstaben chi und rho, die Anfangsbuchstaben des Namen Christus) und den griechischen Buchstaben *alpha* und *omega*, eine Anspielung auf Offenbarung 22,13. Auf dem Architrav steht zudem die Gebetsformel „Herr erbarme dich unser“.

Ein durchaus bürgerliches Denkmal findet sich hingegen auf der Grabstätte der Familie Gugitz (MA-20), das mit einer verschleierte klassizistischen Frauenfigur protzt, die zwischen zwei Säulen thront. Die Laudationes der insgesamt 18 genannten Familienmitglieder, deren hier gedacht wird, enthalten eine Reihe von professionellen Titeln wie „Dkfm.“ (Diplomkaufmann), „Dipl. Ing.“ (Diplom-Ingenieur), „K.K. Arcieren [sic] Garde Rittmeister“ und „Hof- und Gerichtsadvokat“. Dadurch wird die gesellschaftliche Stellung der Familie betont. Solche Diskurse finden sich in Grinzing auch im kleinbürgerlichen Format, so etwa auf dem Grabdenkmal der Familie Besenmarkter (MA-23). Hier findet sich eine einfache Stele samt Kreuz, auf der des 1883 verstorbenen Johann Besenmarkter gedacht wird als „Bürger von Wien, Restaurateur zum goldenen Rebhuhn 1ter Bezirk und Hausbesitzer und Restaurateur zum schwarzen Adler in Ober-Döbling“. Diese gutbürgerliche Sepulkraltradition, in der die Erwerbstätigkeit als wichtigstes Merkmal des Verstorbenen vorgehalten wird, wird auf dem Denkmal bis in die jüngste Zeit fortgeführt, wie in der Inschrift des 2018 verstorbenen Nachkommens „Lilli Maichanitsch geb. Pesenmarkter [sic], Lehrerin“.

Der Grinziger Friedhof ist kein ausschließlich katholischer Friedhof. In einem riesigen Mausoleum liegt beispielsweise die 1907 verstorbene Renée Therese Anna Reich geb. Prinz bestattet (MW-20), deren Leichnam in der lutherischen Kirche in der Dorotheergasse 18 eingeseget

wurde. Auffällig ist, dass nur diese eine Verstorbene in dieser geräumigen Grabstätte zur Bestattung gelangte. Ihr 1940 in Wien verstorbener Mann Emil Reich, ein Pionier der Volksschulbildung, wurde eingäschert und ist in einem schlichten Grab an der Feuerhalle bestattet (6-2-2-31). Zuerst unter dem Austrofaschismus als sozialismushenar und später unter dem Nationalsozialismus als „Jude“ ausgegrenzt und verfolgt, ist es unklar, wieso Emil nicht im Mausoleum seiner Frau in Grinzing bestattet wurde. Befremdlich ist jedenfalls, dass Reich in der städtischen Friedhofsdatenbank mit dem stigmatisierenden, von der NS-Bürokratie aufgezwungenen Zusatznamen „Israel“ genannt wird, wodurch die „jüdische Differenz“ eindeutig sichtbar gemacht werden sollte.

Die katholische und allgemein religiöse Ästhetik in Grinzing relativierend sind die vielen kunstvollen Grabdenkmäler, die keinerlei religiöse Bezugnahmen aufweisen, so etwa jenes des 1926 verstorbenen Ferdinand Lange (MW-2) (Abb. 3). Ergreifend kniet vor dem Denkmal die Bronzefigur eines nackten jungen Mannes, der verzweifelt am Ziehgriff einer versperrten Tür zerrt, sein Gesicht in der linken Hand verborgen. In Zusammenhang mit der auf dem Architrav befestigten Sanduhr versinnlicht dies die Vergänglichkeit irdischen Seins ohne jegliche Ergründung des Jenseits.



Abb. 3: Grabstätte von Ferdinand Lange, Grinzing Friedhof

Irreführend ist in diesem Sinne die Grabstätte des 1989 verstorbenen Schriftstellers Thomas Bernhard (21-6-1), das mit einem gusseisernen Kreuz geschmückt wird: Bernhard war bekanntlich kein Freund des katholischen Glaubens. Die Christlichkeit der Grabstätte ist vermutlich auf das ursprünglich dort bestattete Ehepaar Franz und Hedwig Stavianicek (1944 bzw. 1984 verstorben) zurückzuführen. Letztere war eine enge Vertraute Bernhards, was seine Beisetzung in dieser Grabstätte erklärt. Der Grinzinger Friedhof dient also auch dem Gedenken an nicht-religiöse oder religiös schwer zuordenbare Kunstschaffende, wie bereits eingangs mit Bezug auf die Grabstätte Gustav Mahlers eruiert wurde. Andererseits finden sich hier auch Grabstätten historisch belasteter Kulturschaffender, so etwa jenes des 1966 verstorbenen Schriftstellers Heimito von Doderer (10-2-1), der bereits 1933 der NSDAP beitrug.

Auf dem anderen Ende der politischen Skala findet sich hier die Grabstätte eines der wichtigsten Vertreter der österreichischen Sozialdemokratie, nämlich des 1968 verstorbenen Julius Deutsch (1-9), der aus einer jüdischen Familie stammte doch bereits 1934 als Sozialist vor dem austrofaschistischen Regime ins Exil floh. Sein Grabdenkmal befindet sich an prominenter Stelle gleich beim Friedhofseingang und besteht aus einem großen Steinquader samt Kupferbüste und einer rot lackierten Inschrift, die Deutsch benennt als: „General Dr. Julius Deutsch, Erster Heeresminister der I. Republik“. Eindringlich zeugt dieses Denkmal von der Intersektionalität dieses Bestattungsraums, stellvertretend für das Milieu dieses gehobenen bürgerlichen Bezirks vor der NS-Zeit: bürgerlich und, in diesem Fall, sozialdemokratisch zugleich, jenseits des Katholizismus sowie der „jüdischen Differenz“.

Dies zeigt sich ferner an einem schlichten, aber eindrucksvollen Beispiel: E in Steinquader ohne Verzierung, der des Ehepaars Justine, geb. Mahler und Arnold Rosé gedenkt (1938 bzw. 1946 verstorben, 20-5-6). Dieser nennt lediglich die Namen und Daten der Verstorbenen sowie „In Memoriam“, jedoch ohne weitere Erklärung, deren 1944 verstorbenen Tochter Alma Rosé. Die Familie Rosé – Justine war die Schwester Gustav Mahlers und Alma wurde nach ihrer Tante, Alma Mahler-Werfel benannt – war eine international bekannte Musikerfamilie. Arnold konvertierte bereits 1891, Alma wuchs christlich auf, wurde dann im Nationalsozialismus als „Jüdin“ verfolgt und ist schließlich in Auschwitz umgekommen. Problematisch ist also die Tendenz in den letzten Jahren, diese Familie ohne weiteres als „jüdische“ Künstler:in-

nen aufzufassen, veranschaulicht die Grabstätte doch eher ihre Einbindung in einer bürgerlichen Kultur, jenseits der „jüdischen Differenz“. Die Asche der 1964 in New York verstorbenen Alma Mahler-Werfel liegt auch in Grinzing bestattet, in der Grabstätte ihrer jung verstorbenen Tochter Manon Gropius (6-6-7).

Zuletzt fällt in Grinzing die Grabstätte des Ehepaars Margit und Erich Prinz auf (1960 bzw. 1971 verstorben, MA-27). Insgesamt wird hier sechs Individuen „In Memoriam“ gedacht, von denen aber niemand in den einschlägigen Opferdatenbanken erscheint. Nur das Ehepaar Josef und Hedwig Prinz, geb. Cantor konnte ich ohne tiefere Nachforschung identifizieren: Sie wurden 1942 in Treblinka ermordet. Das Fehlen jeden Hinweises auf „Jüdischkeit“ auf diesem in der Nachkriegszeit angelegten Grabdenkmal, sowie das Fehlen der Namen dieser als „Juden“ ermordeten Angehörigen in den entsprechenden Datenbanken, unterstreicht die Problematik, Individuen und Familien posthum eine „Jüdischkeit“ zuzuschreiben, die sie offensichtlich weder im Leben noch in der Erinnerung ihrer Angehörigen besaßen.

Der Hietzinger Friedhof

Durchaus ähnlich wie Grinzing und Döbling gestaltet sich der bereits 1787 eröffnete Hietzinger Friedhof im 13. Bezirk, wobei hier das Augenmerk eher auf Adelsfamilien und Politiker liegt als auf den Grabstätten Kulturschaffender, mit Ausnahme einer Reihe von prominenten Künstlergräbern wie die allesamt 1918 verstorbenen Otto Wagner (13-131), Gustav Klimt (5-194) und Kolo Moser (16-14D). Diese stechen durch das völlige Fehlen religiöser Symbolik oder Sprache heraus.

Unter den hier bestatteten Politikern finden sich mehrere Grabstätten historisch belasteter Persönlichkeiten, an vorderster Stelle des 1934 in einem Putschversuch ermordeten austrofaschistischen Diktators Engelbert Dollfuß (27-12). Dollfuß wurde ursprünglich in der Krypta der sogenannten Seipel-Dollfuß-Gedächtniskirche im 15. Bezirk beigelegt, jedoch 1938 vom NS-Regime exhumiert und in ein bescheidenes Grab in Hietzing umgebettet. Auffällig ist auf dem Grabdenkmal aus schwarzem Marmor mit vergoldeter Inschrift, bestehend aus gotischen Schriftzeichen, das Kreuz – die austrofaschistische Ideologie wird in den Faschismus-Studien dem sogenannten „Klerikalfaschismus“ zugeordnet. Der Verstorbene selbst wird auf dem Grabstein lediglich als „Bundeskanzler Dr. Engelbert Dollfuß“ benannt. Inklusiv des Grab-

denkmals des 1925 verstorbenen Feldmarschalls Franz Conrad von Hötzendorf (37-1-1), der als wesentlicher Kriegstreiber in der Julikreise gilt, und des 1938 verstorbenen Offiziers Artur Schuschnigg (36-25E), der Vater von Dollfuß Nachfolger Kurt Schuschnigg, reflektiert der Hietzinger Friedhof also nicht bloß wie Döbling und Grinzing die bürgerliche Kultur des frühen 20. Jahrhunderts, sondern auch ein militaristisches rechtskonservatives bis faschistisches Milieu, das die österreichische Gesellschaft der Zwischenkriegszeit maßgeblich prägte.

Doch auch in Hietzing finden sich die Grabstätten von jüdischen bzw. in jüdische Familien geborenen Individuen, beispielsweise der 1894 verstorbene Advokat und liberaler Reichsratsabgeordnete Heinrich Jacques (11-118) (Abb. 4). In der gleichen Grabstätte liegt der 1898 verstorbene Raimund Grübl, der letzte liberale Bürgermeister von Wien vor Amtsantritt des Antisemiten Karl Luegers. Raimund war mit Heinrichs Nichte, die 1890 verstorbene Henriette geb. Beyfus verheiratet. Heinrichs Seite der Familie stammte durch seine Mutter, die 1877 verstorbene und ebenfalls in diesem Grab bestattete Sophie Jaques geb. Edle von Wertheimstein, von einer prominenten jüdischen Familie ab. Das Grabdenkmal ist mit einer Büste von Heinrich und gleich zwei Büsten von Raimund verziert, lediglich eines der letzten birgt ein Kreuz, sonst ist die Grabstätte frei von religiöser Symbolik. Sie veranschaulicht eindringlich die Verwobenheit des bürgerlich-liberalen Milieus ihrer Zeit, in der die „Jüdischkeit“ zwar nicht verschwunden, die „jüdische Differenz“ aber weitgehend aufgelöst erschien.



Abb. 4: Grabstätte von Heinrich Jaques und Familie, Hietzinger Friedhof

Ganz anders verhält es sich mit der Grabstätte der 1904 verstorbenen Henriette und ihres 1938 verstorbenen Sohns Rudolf Wiener von Welten (19-167), ein bombastisches neogotisches Mausoleum, das einer christlichen Kapelle gleicht (Abb. 5). Wurde Henriettes 1886 verstorbener Mann Eduard noch in einem ähnlich protzigen Mausoleum in der alten israelitischen Abteilung des Zentralfriedhofs bestattet (6-29-43), so konvertierten Mutter und Sohn nach Eduards Tod und ließen sich christlich bestatten. Die ausgesprochene Religiosität der Grabstätte unterstreicht die eingangs zitierte Argumentation Maria Diemlings, dass Konvertiten nicht voreilig ein zugrunde liegender Pragmatismus unterstellt werden sollte: Der Innenraum des Mausoleums protzt mit Altar samt Marienbild und ist mit Kreuzen sowie *alpha* und *omega* deutlich katholisch gekennzeichnet. Zugleich verweisen Wappen und Wahlspruch auf die Stellung dieser geadelten Bankiersfamilie im großbürgerlichen Leben Wiens. Rudolf, der 1918 zum Freiherrn erhoben wurde, beging nach dem „Anschluß“ aus Verzweiflung vor der antisemitischen Verfolgung Selbstmord.



Abb. 5: Grabstätte
der Familie Wiener
von Welten,
Hietzinger Friedhof

Auffällig ist in diesem Zusammenhang ein Begräbnis, das nicht in Hietzing stattfand: 1943 wurde das Ehepaar Fritz und Yuana Hilde Ryvarden aufgrund ihrer Tätigkeit im kommunistischen Widerstand von der Gestapo verhaftet. Da sich herausstellte, dass Yuana – obwohl getauft – den Nürnberger Gesetzen zufolge als „Jüdin“ galt, wurde sie nach Auschwitz deportiert, wo sie noch im gleichen Jahr umkam. Erstaunlich ist, dass noch zu diesem späten Zeitpunkt eine Urne, angeblich mit ihrer Asche, nach Wien zurückgeschickt wurde, vermutlich auf Drängen ihres „arischen“ Mannes. Den damaligen antisemitischen Friedhofsverordnungen entsprechend, laut dem die Bestattung von „nichtarischen Christen“ in „arischen“ Friedhöfen verboten war, wurde Yuana in der neuen israelitischen Abteilung des Zentralfriedhofs bestattet (laut Friedhofsdatenbank 14-16-22, die Grabstelle befindet sich aber in der Gruppe 18K – „K“ bedeutet „katholisch“).

Ihr Grabstein ist mit einem Kreuz verziert, was selbst im Tod und im räumlichen Kontext eines jüdischen Friedhofs die antisemitische Zuschreibung der „Jüdischkeit“ durch das NS-Regime – dieser Versuch der genozidalen Durchsetzung der „jüdischen Differenz“ – eindeutig ablehnt. Ihr Mann Fritz wurde nach seinem Ableben 1955 in Hietzing bestattet (53-33), wo vermutlich auch Yuana liegen würde, wäre sie nicht rassistisch verfolgt und ermordet worden.

Im Zusammenhang mit dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus schließlich erwähnenswert – auch mit Hinblick auf die Grabstätten von Militärs und Faschisten im Hietzinger Friedhof – ist die Grabstätte für drei 1945 hingerichtete Mitglieder des militärischen Widerstands, nämlich Major Karl Biedermann, Oberleutnant Rudolf Raschke und Hauptmann Alfred Huth (66-19-7). Das Grab ist mit einem Eisenkreuz geschmückt und birgt die Inschriften: „Gefallen für Österreich am 8.4.1945“ sowie „Errichtet unter dem Ehrenschutz des Bundes Österr. Freiheitskämpfer und der ÖVP Kameradschaft der politisch Verfolgten“. Biedermann war in der Zwischenkriegszeit Mitglied der faschistischen Heimwehr und zugleich illegales NSDAP-Mitglied und schloss sich gleich nach dem „Anschluß“ der Wehrmacht an. Diese Grabstätte verdeutlicht somit die komplexen Überschneidungen der politischen Bewegungen dieser Ära, diente aber offensichtlich dem konservativen Milieu nach 1945 zur Abgrenzung von ihrer eigenen faschistischen Vergangenheit.

Der Zentralfriedhof

Der Wiener Zentralfriedhof im 11. Bezirk unterscheidet sich alleine schon durch seine Monumentalität von den Vorortsfriedhöfen, verdient an dieser Stelle jedoch wenigstens kurz Erwähnung, weil auch hier die bürgerliche Sepulkalkultur und, damit einhergehend, eine gewisse Auflösung der „jüdischen Differenz“ zum Ausdruck kommt. Zwar enthält der Zentralfriedhof auch zwei abgesonderte israelitische Abteilungen, die von Anbeginn unter der administrativen Aufsicht der Kultusgemeinde standen und ausschließlich der Bestattung deren Mitglieder dienten, doch finden sich in den überkonfessionellen Teilen des Friedhofs – insbesondere in den Ehrengräbern der Stadt Wien – etliche Grabstätten von jüdischen oder aus jüdischen Familien stammenden Persönlichkeiten.

Zu jenen häufig in populären Friedhofsführern Genannten zählen der 1936 verstorbene Karl Kraus (der 1911 konvertierte und im späteren Leben den austrofaschistischen Ständestaat guthieß, 5A-1-33) sowie aus der Nachkriegszeit der 1971 verstorbene Kabarettist Karl Farkas (der mit einer Katholikin, der 1979 verstorbenen Anna Farkas, verheiratet war, die hier ebenfalls bestattet liegt, 32C-34) und der 1991 verstorbene Schriftsteller Hans Weigel (der ein recht abneigendes Verhältnis zum Judentum hatte und nach 1945 noch die zionistische Definition der „Jüdischkeit“ mit jener des Nationalsozialismus verglich, 33G-79).

In der evangelischen Abteilung befindet sich die Grabstätte des 1938 nach dem „Anschluß“ in den Selbstmord getriebenen Schriftstellers Egon Friedell (9-1-29), ein weiteres Beispiel einer Grabstätte, die der rassistische Zuschreibung der „Jüdischkeit“ trotzt. Das schlichte Grabdenkmal ist mit einem Kreuz samt Abbild von Christus mit Dornenkrone verziert. Vergleichsweise wurde der Schriftsteller und Shoah-Überlebende Jean Améry nach seinem Selbstmord 1978 in der allgemeinen Abteilung des Zentralfriedhofs bestattet (40-132). Sein Grabdenkmal birgt lediglich Namen, Daten und den Nachsatz „Auschwitz Nr. 172364“. Die hier vorgeführte „jüdische Differenz“ rührt ausschließlich aus der antisemitischen Verfolgung.

Viele Honoratioren, die als „Juden“ verfolgt und ins Exil getrieben wurden und nicht mehr nach Österreich zurückkehrten, wurden trotzdem nach ihrem Tod an den Zentralfriedhof überführt und dort bestattet, etwa der 1945 in Beverly Hills verstorbene und 1975 in ein Ehren-

grab überführte Schriftsteller Franz Werfel (32C-39), sowie der 1951 ebenfalls in Kalifornien verstorbene Komponist Arnold Schönberg (32C-21A). Zusammen mit der Grabstätte des 1990 verstorbenen ehemaligen Bundeskanzlers Bruno Kreisky (32C-21B) zeigen diese Beispiele, dass viele „jüdische“ Wiener:innen – obwohl gerade Kreisky diese Zuschreibung vehement ablehnte – sich trotz des Nationalsozialismus mit Österreich identifizierten.

Weiter zurückgehend ist die Grabstätte Johann Strauss (Sohn) erwähnenswert (32-A-27). Während des Nationalsozialismus wurde Strauss als urdeutscher Komponist gefeiert, wobei die aktenkundige Abstammung eines Urgroßvaters aus einer jüdischen Budapester Familie vom NS-Regime einfach verfälscht und verschwiegen wurde. Ebenso wurde verschwiegen, dass Strauss zu den Begründern des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus zählte und dass seine dritte Frau, Adele – die ebenfalls in diesem Grab liegt – jüdisch war. Alleine an diesem Beispiel zeigt sich, wie durchwoben die moderne Wiener Gesellschaft war und zugleich wie gekünstelt die antisemitische Vorstellung einer klaren Trennung zwischen dem „Jüdischen“ und dem „Nichtjüdischen“.

Noch weiter zurückreichend ist das Ehrengrab für die Märzgefallenen der 1848er-Revolution erwähnenswert (26-1), das 1888 auf den Zentralfriedhof überführt wurde. Dies stellt wohl das erste überkonfessionelle Begräbnis in der modernen Wiener Geschichte dar, an dem neben christlichen Geistlichen auch der Oberrabbiner der Kultusgemeinde, Isak Noa Mannheimer teilnahm – zwei der Getöteten waren nämlich jüdisch. Diese Grabstätte verkörpert somit den Aufbruch in die bürgerliche Emanzipation, die wenigstens in Teilen der Gesellschaft über die kommenden Generationen zu einer Aufhebung der „jüdischen Differenz“ führen sollte.

In deren Nähe (24-5-1) befindet sich die gemeinsame Grabstätte der Erben dieser Revolution, die Vorreiter der österreichischen Sozialdemokratie Engelbert Pernerstorfer (verstorben 1918), Victor Adler (verstorben 1918), Otto Bauer (verstorben 1938) und Karl Seitz (verstorben 1950). Adler und Bauer stammten beide aus jüdischen Familien, waren allerdings als linke Politiker säkular bis atheistisch geprägt und galten weitestgehend nur in der antisemitischen Vorstellung als „Juden“. Bauer verstarb im Pariser Exil und wurde dort eingäschert. Seine Urne wurde 1950 in das gemeinsame Grab am Zentralfriedhof überführt. Seitz war während der NS-Zeit im Widerstand tätig, wofür

er schließlich verhaftet und interniert wurde. Pernerstorfer stand ursprünglich der deutschnationalen Bewegung Georg von Schönerers nahe – ebenfalls ein Erbe der 1848er-Revolution – wandte sich aber aufgrund dessen zunehmend aggressiven Antisemitismus bald von dieser Richtung ab. Diese Grabstätte verkörpert die weitgehende Auflösung der „jüdischen Differenz“ in diesem politischen Milieu, das zwar revolutionäre Ideologien vertrat, jedoch unter seinen Anführer:innen durchaus bürgerlich geprägt war.

Der Themenkomplex Sozialdemokratie und Feuerbestattung im breiteren Rahmen der bürgerlichen Sepulkralkultur jenseits der „jüdischen Differenz“, die an dieser Grabstätte augenscheinlich wird, führt uns zum letzten Bestattungsraum, der hier behandelt werden soll: die Wiener Feuerhalle. Dies bildet den Gegenstand des zweiten Teils dieser Abhandlung, der in der nächsten Ausgabe erscheinen wird.

Dr. Tim Corbett ist freischaffender Historiker mit Lebensmittelpunkt in Wien. Seine erste Monografie, Die Grabstätten meiner Väter: Die jüdischen Friedhöfe in Wien, erschien 2021 beim Böhlau Verlag. Im selben Jahr erhielt er für diese Publikation den Michael Mitterauer Preis (Anerkennungspreis) sowie einen Förderungspreis der Stadt Wien für Geisteswissenschaften.

Anmerkungen

- **1** Tim Corbett, *Die Grabstätten meiner Väter: Die jüdischen Friedhöfe in Wien* (Wien: Böhlau, 2021). — **2** Maria Diemling, „Grenzängertum: Übertritte vom Judentum zum Christentum in Wien, 1500–2000“, *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit* 7, Nr. 2 (2007): 40–41, 52–53. — **3** Ebd., 56. — **4** Thomas Weyr, *The Setting of the Pearl: Vienna under Hitler* (Oxford: Oxford University Press, 2005), xi–xii, 82. — **5** Ich danke Michaela Raggam-Blesch für die biographischen Hinweise.